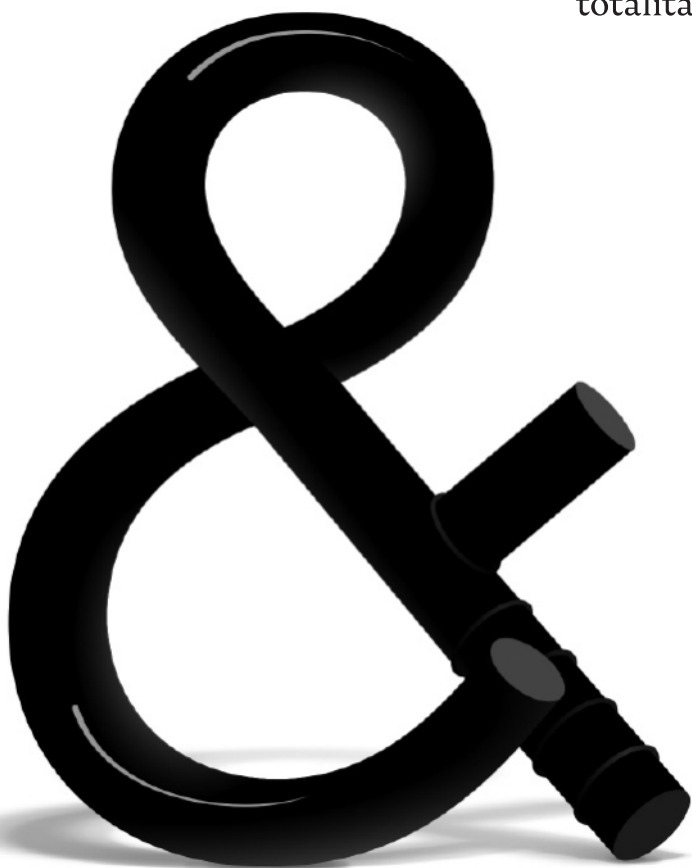


mädchen

darja
serenko

geschichten
aus dem
totalitarismus



institutio nen

suhrkamp

SV

Darja Serenko
Mädchen und Institutionen
Geschichten aus dem Totalitarismus

Aus dem Russischen
von Christiane Körner

Suhrkamp

Die Originalausgabe von »Mädchen und Institutionen«
erschien 2021 unter dem Titel *Devočki i Institucii*
im Verlag No Kidding Press, Moskau.
Die Illustrationen stammen von Xenia Chariyeva.

Der Textzyklus »Ich wünsche Asche meinem Haus«
(»Ja želaju pepla svoemu domu«) wurde aus dem Manuskript
übersetzt und ist auf Russisch bislang unveröffentlicht.

Die Übersetzerin dankt dem Deutschen Übersetzerfonds (DÜF)
für die großzügige Unterstützung.

Erste Auflage 2023

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe Suhrkamp Verlag AG,
Berlin, 2023

© der Illustrationen Xenia Chariyeva

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des
Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43137-5

www.suhrkamp.de

Mädchen und Institutionen

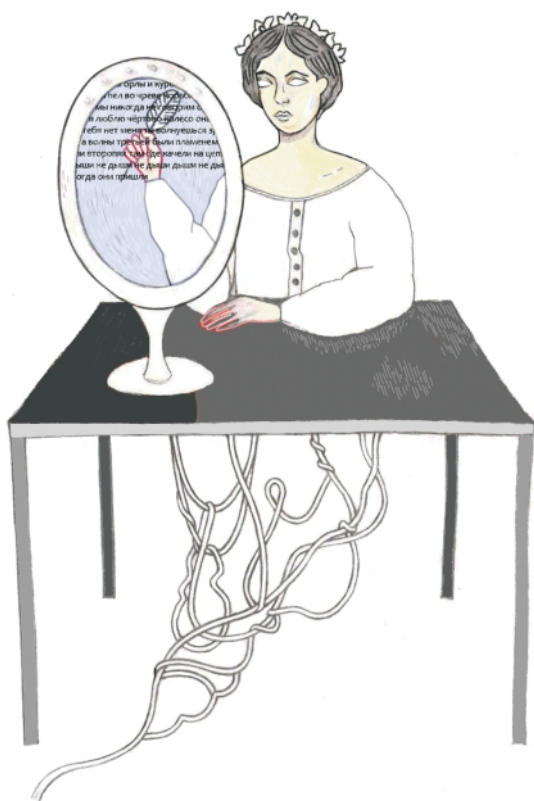
Als ich meine erste Stelle in einer staatlichen Einrichtung antrat, sah ich zunächst einmal nur Mädchen. So nannten sie sich selber – Mädchen, wobei sie von der Ausruf- zur Frage-Intonation wechselten, je nachdem, welche Katastrophe gerade über sie hereinbrach. Und Katastrophen – auch das wurde mir gleich klar – waren ein untrennbarer Bestandteil unserer instabilen Alltagskosmogonie, die alle möglichen Anstrengungen unternahm, um im täglichen Arbeitsplan Wurzeln zu schlagen.

Wir arbeiteten in einer kleinen Bezirksbücherei in einem Büro ohne Fenster. Die Computer der Mädchen wirkten größer als die Mädchen selbst. Manchmal waren die Mädchen hinter den riesigen Monitoren und den brummen- den Rechnern weder zu sehen noch zu hören – wenn man sich einer lebendigen menschlichen Mitpräsens vergewissern wollte, musste man aufstehen. Die fehlenden Fenster sollten offenbar durch eine Fototapete kompensiert werden, die die ganze Wand einnahm: tropische Pflanzen und ein wilder steiler Wasserfall, der schäumend herabstürzte – ein Bild, das tagaus, tagein nicht an frische Luft, sondern an vertikale Hierarchien denken ließ.

Für die Mädchen gehörte ich gleich dazu. Ich versuchte eine Zeitlang nach alter Gewohnheit, meine körperliche Autonomie zu bewahren, alleine zu Mittag zu essen, alleine im Bus zur Metro zu fahren, aber sehr bald sah ich in dieser Selbstständigkeit keinen Sinn mehr. Mein Leben war damals ebenfalls eine Katastrophe, weshalb ich

mich auf der Arbeit wie zu Hause fühlte, nämlich mal heiter, mal panisch; die letzte Grenze zwischen Privatem und Öffentlichem verwischten dann Alkohol und Deadlines. Oft wurden die Mädchen und ich zu einem einzigen funktionalen, vielarmigen und -beinigen Wesen, triumphierend, allmächtig und zerstörerisch – und in solchen Momenten spürte ich meine Schwäche und die wackligen Knie nicht mehr.

Doch wenn ich die Mädchen studierte, wenn ich sie aus meiner Spinnenecke heraus beobachtete, ertappte ich mich oft bei reflexhaften Urteilen – ein wenig von oben herab, ironisch, zärtlich verniedlichend, strickte ich am Mythos weiblicher Kollektivität. Ich rechtfertigte das mit meinem Sonderstatus, ich war ja nur vorübergehend hier. Manchmal, wenn ich sie betrachtete und in düsterer, kleinlicher Stimmung war, kam es mir vor, als existierten die Mädchen nur von der Taille aufwärts, und unterm Tisch gäbe es sie gar nicht, da wäre bloß ein Geflecht bunter Kabel für den Datentransport. Es ist natürlich möglich, dass ich Frauen nach wie vor hasste, statt mich bloß zu ihnen hingezogen zu fühlen. Oder womöglich war die Einzige, die es damals unterm Tisch nicht gab, ich selbst.



Einmal liefen die Mädchen und ich stumm durch den herbstlichen Großstadtpark. »Es fällt mir immer schwerer, meinen Staat zu hassen«, sagte ich nebenbei, ohne groß nachzudenken. »Du wirst eben eine von uns«, antwortete eine von ihnen.

Wir haben nicht immer im Büro gearbeitet: manchmal verteilten wir alte Bücher in den Straßen der Stadt, hängten frischgekaufte russländische Flaggen an Bäume und umtanzten sie Hand in Hand mit verwirrten Bürgern. Andauernd taten wir in unserer Realität neue Portale auf – und gerieten auf endlose Festivals, deren Kostenpläne wir nie zu Gesicht bekamen. Auf den Festivals erfüllten wir öffentliche Aufträge: bauten aus Stöcken, Schlamm und Scheiße mit bloßen Händen Pavillons, fälschten die Statistiken menschlicher und tierischer Besucher, konnten aber auch zufällig in institutionelle Abgründe schauen, die normalerweise mit Dokumenten und Klammern zugedeckt waren.

Abgründe gab es viele. Wenn man die Dinge nicht zu verbissen sah, konnte man sich im Großen und Ganzen eine recht angenehme Zeit machen. Wir gingen alle zwanzig Minuten eine rauchen. In unserem Büchereikühlschrank lagen zwei Flaschen Wodka – eine für alle Fälle, eine für einen schwarzen Tag. Zufällig trat dann beides gleichzeitig ein.

Es war mein erster »Tag der Kulturschaffenden«. Man geleitete uns ins nahegelegene Haus der Kultur und ver-

bot uns allerstrengstens, das Gebäude zu verlassen. Wir hielten das für einen Scherz, verließen das Gebäude also nicht und blieben in gehobener Stimmung. Schließlich drängten uns Männer in engen Anzügen in einen mittelgroßen Konzertsaal und schlossen die Tür. Das Licht erlosch.

Unter alarmierenden Fanfarenklängen erschien eine Moderatorin mit üppiger Frisur und rezitierte gefühlvoll Gratulationsverse für uns. Dann bat man eine Band aus unserer Jugend auf die Bühne – so wurde sie jedenfalls angekündigt. Gespannt erwarteten wir mindestens t.A.T.u.

Mir war schon den ganzen Tag mulmig – und beim dritten Lied des Vokal- und Instrumentalensembles »Singende Herzen« bekam ich tatsächlich meine Tage. Ich zwängte mich durch die Reihen. An der Tür wurde ich von zwei Security-Leuten aufgehalten: sie hätten den Befehl, niemanden hinauszulassen, unter keinen wie auch immer gearteten Umständen, denn die Künstler würden schließlich aus staatlichen Mitteln bezahlt. Die Kulturschaffenden hätten nicht fortzugehen, sondern sich zu amüsieren.

Nachdem ich auf dem staatlichen Samtbezug des Sessels gezwungenermaßen einen Blutfleck hinterlassen hatte, kehrten wir Mädchen ins Büro zurück und stellten beide Wodkaflaschen auf den Tisch. Ich muss gestehen, dass die Lieder dieses Nachmittags in meiner Erinnerung jetzt wirklich zu Musik aus unserer Jugend geworden sind. Und amüsiere mich.



* * *

Ganz ehrlich, zu lügen machte den Mädchen und mir keinen Spaß. Zumal wir es auch nicht richtig gelernt hatten.

Einmal sollten wir den Anschein erwecken, dass wir eine Massenveranstaltung durchgeführt hatten, die es aber gar nicht gab. Weil das Kulturressort noch am selben Tag Fotos interessierter Besucher von uns wollte, holten wir Leute von der Straße herein, indem wir ihnen Tee mit Zucker und Gebäck versprachen. Die Leute dachten, wir würden eine Trauerfeier abhalten, saßen still am Tisch und krümelten sorgfältig in ihre Servietten.

Ein anderes Mal baten die Mädchen einen Mann von der Security, sich in ein Flauschtuch zu hüllen und auf einen Stuhl zu setzen. Das wurde zum dramatischen Foto einer einsamen Frau mit Umschlagtuch in einem leeren Saal. Irgendwie brachte der Security-Mann mit seinem Körper sehr treffend den erforderlichen Gender-Ausdruck zustande. Als Beleg war das Foto zwar unbrauchbar, aber dafür war es expressiv: wer ist diese Frau? was hat sie sich dabei gedacht, als sie noch so eine von oben angeordnete, aber gar nicht existente Veranstaltung besuchte? wie lange sitzt sie schon da?

Ein paar Tage später feierten wir den Abschied eines Mädchens, die in Rente ging. Am gedeckten Tisch stritten wir, wer sie am meisten beneidete. Wir kippten Wodka direkt in den Tee, schnatterten unablässig »zum Wohl«. Das Mädchen richtete einen spöttischen, betrunkenen

Blick auf uns. »Das ist meine Trauerfeier«, sagte sie. »Holt Leute von der Straße rein, solange ich noch hier bin.«

Einmal schnitt ich mich an meinem Gehaltszettel. Ein roter Fleck breitete sich auf den bescheidenen Ziffern meiner Bezüge aus. Die Mädchen sagten, an meinem Geld klebe jetzt vor lauter Schufterei wirklich Blut.

Ich schätzte schnell, wie viel unvergossenes Blut noch in mir wäre, und überlegte, dass meine Bezüge sich vielleicht auf magische Weise erhöhten, wenn ich mich beim nächsten Mal ein bisschen tiefer schneiden würde. Doch obwohl mein Gehaltsvorschuss im Monat darauf sogar gleichzeitig mit meiner Menstruation kam, gab es nicht mehr Geld als vorher.

Im Umgang mit kleinen Summen waren die Mädchen routiniert. Schon im Sommer legten sie Geld für Winterschuhe beiseite. Sie brachten ihr Essen in winzigen Boxen mit und aßen nur zweimal am Tag. Manchmal kamen Handelsagenten in unser Büro: so erfuhr ich, dass man dieses Wort bis heute für lebende Menschen benutzt. Die Handelsagenten verteilten Strumpfhosen, Socken, Schmuck, Parfüm und Slips auf unseren Tischen. Wenn uns nichts davon gefiel, öffneten sie einen weiteren Koffer und holten lange Streifen Dörrfleisch oder -fisch heraus.

Jeden Tag kam unweigerlich der Moment, wenn die Mädchen sich auszogen: sie lüpfte den Rock, um die rutschende Strumpfhose hochzuziehen. Legten den Bla-

zer ab, ließen unterm Tisch die Pumps von den Füßen fallen, lösten Haarspangen und Zopfbänder. Die Mattigkeit war ansteckend: die Posen wurden ungezwungener, die Gesichter weniger fokussiert. Man sah, dass die Mädchen bald zu Hause sein würden. Und sie würden bis zum Schlafengehen genau drei Stunden haben, um sich das Essen für den nächsten Tag zu kochen, die Ausgaben für die zweite Monatshälfte auszurechnen, zu einem Date zu gehen, die Schulaufgaben durchzusehen, ein Glas Wein zu trinken, mit der Vermieterin zu streiten, eine Runde mit dem Hund zu drehen, zu masturbieren und mit den Mädchen am Telefon zu quatschen.



Was unterscheidet Mädchen von Institutionen?

Mädchen altern nicht.

Mädchen gehen zum Heulen auf die Toilette.

Mädchen verspäten sich und haben ein auf links gedrehtes Kleid an.

Mädchen werden von der Polizei vorgeladen.

Mädchen können Fick dich sagen.

Eines Tages wurden wir Mädchen gebeten, eine geplante Veranstaltung abzusagen und so zu tun, als hätte es sie nie gegeben. Die Ankündigung zu löschen und nie wieder davon zu reden. Mädchen, man hat euch gehackt, ihr braucht gar nicht so zu gucken. Mädchen, meldet euch krank, ihr sitzt in der Scheiße.

Man hat uns gehackt – also deshalb fühlen wir uns so schlecht. Die Finger gehorchen uns nicht, in den Ohren rauscht es, Vorgänge und Verträge hängen in der Luft. Jede von uns saß erstarrt an ihrem Arbeitsplatz und stierte auf einen Punkt. Wenn man das lange macht, wird einem schwindlig, und zwischen den Brauen sticht es bedrohlich.

Ein paar Stunden später manövrierten wir Mädchen uns langsam hinter den Tischen hervor. Unter jedem Schreibtischstuhl hatte sich ein Fleck aus technischer Flüssigkeit gebildet und verteilte sich auf dem grauen Teppichboden.

Meiner war himbeerrot.

Einmal haute es während eines Gewitters in der Bücherei die Sicherungen raus. Der elektronische Dokumentenumlauf stand still, das Deckenlicht ging aus, die Bildschirme erloschen. Uns legte sich in der jäh eingetretenen stromlosen Stille ein Druck auf die Ohren. Würden die Mädchen unter den Tischen tatsächlich aus verhedderten Kabeln bestehen, hätte es sie jetzt auch rausgehauen.

Wir waren uns nie sicher gewesen, ob wir bei der Arbeit abgehört wurden oder nicht. Vor einem halben Jahr hatte man eine kleine Kamera im Büro installiert. Einmal im Monat kam ein unscheinbarer stiller Typ, machte etwas mit der Kamera und ging wieder, ohne Fragen zu beantworten. Die Kamera wurde zu einem weiteren Mädchen – wir behandelten sie wie eine lebendige, nicht sehr sympathische Kollegin, in deren Gegenwart man gewisse Dinge besser nicht sagte.

Jetzt also stand der elektronische Dokumentenumlauf still, das Deckenlicht ging aus, die Bildschirme erloschen. Auch das rote Auge unseres Kamera-Mädchens war weg. Wir fingen alle an, schnell und tief zu atmen, als hätte unser Raum plötzlich ein Fenster gekriegt, das gleich darauf zerschlagen worden wäre.

- Ich habe eine Vorladung von der Polizei bekommen;
- Ich habe mich von meinem Mann getrennt;
- Diesen einen Vertrag habe ich draußen verbrannt;
- Meine Abrechnung geht nicht auf;
- Ich denke an Selbstmord;

- Ich erzähl irgendwas, haue hier früher ab und gehe zu dem Date mit ihr.

Wir liefen in das vom Himmel strömende Wasser hinaus. Unsere Hemden und Blusen waren sofort durchnässt, die Körper wurden durchsichtiger und konturierter. Wir freuten uns mitten am Arbeitstag aneinander und hofften, dass etwas Unwiderrufliches passieren würde: ein Kurzschluss, dann ein Brand; dass die Bücherei in Flammen aufgeht und während des Gewitters niederbrennt. Oder wenigstens, dass wir nicht zurückkommen und uns nie mehr wiedersehen müssten.